Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 512. **Berlin, Freitag, den 9. Oktober 1885.** **XIV. Jahrgang.**

Politische Tagesübersicht.

Finis reipublicae?

(Von unserem Korrespondenten.)

β **Paris**, 6. Oktober.

Der Ausgang der französischen Parlamentswahlen hat hier geradezu verblüffend gewirkt. Ich darf annehmen, daß derselbe eine gleiche Wirkung bei den Lesern dieser Blätter nicht hervorgebracht hat. Schon vor drei Monaten machte ich in einem Artikel „Wahlklippen für Frankreich" auf die Gefahren aufmerksam, welche die Republik in Folge der Uneinigkeit der republikanischen Parteien lief.

„Wenn die republikanische Minorität glauben wird, die Majorität besiegt zu haben, hat sie vielleicht die Majorität getödtet, und wenn das auch nicht, doch den Keim zu ihrem Tode gelegt" schrieb ich damals. Leider habe ich Recht behalten. Die Monarchisten sitzen heute in ein Drittel Stärke der Kammer im Palais Bourbon.

Zwei Drittel der Sitze sind den Republikanern allerdings geblieben, wenn die Ballotagen ein ausschließlich republikanisches Resultat ergeben. Aber man sehe sich diese zwei Drittel an. Bieten sie in ihrer Zusammensetzung irgend welche Garantie nunmehrigen festen Zusammenhaltens? Die Opportunisten mahnen zur Einigkeit. Aber das ist die Stimme des Predigers in der Wüste. Der Prinzipienreiter Clemenceau will auch heute noch Angesichts der monarchischen Gefahr nichts von einem Zusammengehen wissen. Er hat die fixe Idee der Vernichtung des Opportunismus Radikale auf der einen Seite, Monarchisten auf der anderen, heißt seine thörichte These. Er sagt zwar nicht „Monarchisten", sondern „Konservative" und täuscht sich über die Bedeutung des Wahlausganges. Es heißt doch wahrlich, sich allzusehr an die Form anklammern, wenn man sich auch in den Kreisen des liberalen Centrums mit der Aussicht tröstet, die Monarchisten seien nicht als Monarchisten, sondern als Konservative gewählt. Hätten sie die Fahne der Monarchie herausgehängt, so wären sie durchgefallen.

Die Ursache des Sieges der Monarchie bleibt für mich in erster Linie die durchaus unpolitische Haltung der Clemencisten und Intransigenten. Diese freilich huldigen dem bekannten Sprichwort: „Si tacesti nega" und bürden alle Schuld den Opportunisten und Ferry mit seiner Kolonial- insonderheit seiner Tonkingpolitik auf.

Die Tonkingfrage an sich hätte keine Katze in die Arme der Monarchisten getrieben, wohl aber hat die Landbevölkerung die von den Radikalen als Wahlagitationsmittel beliebte, perfide und verlogene Darstellung der Frage, der gespenstige Aufputz derselben in Schrecken und Furcht gesetzt. Die Radikalen hatten hierin die Monarchisten zu treuen Bundesgenossen. Diese Bundesgenossenschaft allein hätte sie stutzig machen müssen. Hatten doch die Monarchisten stets für die Madagaskar- und Tonkingkredite gestimmt. Die Radikalen haben nun freilich gesiegt, aber die Früchte des Sieges müssen sie von den Feinden der Republik einheimsen sehen.

Die Radikalen haben indeß nicht nur indirekt, sondern direkt durch ihr eigenes Programm, namentlich Herr Clemenceau durch die Heftigkeit seiner Sprache während der Wahlkampagne und dadurch, daß es den Anschein hatte, als ob er der prädestinirte Nachfolger Brissons sei, kleinmüthige, vielleicht unter der Regierung Ferrys eben erst der Republik gewonnene Republikaner in die Monarchie zurückgetrieben. Es ist eben eingetreten, was ich in dem vorerwähnten Artikel voraus sagte:

„Liegt doch in dem soeben veröffentlichten Programm der Radikalen mit seiner Trennung von Staat und Kirche, mit seinem Haß gegen Rom für das katholische Wählerthum, namentlich des flachen Landes Frankreichs so viel Zurückstoßendes, daß, wer der Majorität wegen ihrer Kolonialpolitik entfremdet wird, nothwendigerweise einer der monarchischen Parteien zufallen muß."

Die Radikalen und die Monarchisten behaupten in immer rührender Einigkeit, daß das unter den Opportunisten stets wachsende Defizit eine weitere Ursache der Art der Abstimmung der Wähler gewesen sei. Das Defizit macht sich dem Lande doch zunächst nur durch neue Steuern fühlbar. Solche sind aber in den letzten Jahren dem Lande nicht auferlegt worden. Wer die Ursache zukünftiger, neuer Steuern ist, das beschäftigt den Wähler sehr wenig. Wer die Steuern auferlegt, der trägt deren Odium. Darum kann die Wirkung des Defizits auf die Abstimmung der Wähler nur von sekundärem Einfluß gewesen sein.

Wohl aber ist das allgemeine Stocken der geschäftlichen Verhältnisse in Frankreich, welches mit dem Kabinetswechsel wieder eingetreten, und namentlich die landwirthschaftliche Krise, die Frankreich durchschreitet, an dem Ausfall der Wahl schuld. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Staaten, deren Regierungsform keine konsolidirte ist, die Regierung selbst für Alles, was schief geht, verantwortlich gemacht wird. So haben denn auch die Bauern nicht gefragt, ob sie opportunistisch oder radikal wählen sollen. Sie haben sich gesagt: „Unter der Republik kann sich die seit 1870 darniederliegende Landwirthschaft nicht erholen, versuchen's wir einmal wieder mit der Monarchie." Dazu mag bei den agrarischen Bevölkerungsklassen die Furcht gekommen sein, daß die Radikalen mit ihrem Freihandelssystem die Herrschaft in die Hand bekommen könnten. Mit dem Sturz Ferry's, der sich immer und immer wieder als einer der kapitalsten Fehler herausstellt, den die verflossene Kammer begangen, haben die Bauern auch ihr Vertrauen in die Stabilität der Dinge verloren. Es ist thöricht zu sagen, wenn eine Republik nach 15 Jahren noch nicht laufen gelernt hat, und sie Ammen wie Ferry braucht, daß sie dann überhaupt keine Existenzberechtigung habe. Die Erziehung zur Freiheit ist das am schwierigsten und langwierigsten zu lösende Problem. Dreimal hat Frankreich keine Geduld gehabt, es zu lösen. Sollte es sie auch dieses Mal verlieren? Es bedarf seitens der Erzieher hierzu viel weniger Genialität als Stetigkeit und festen Willens. Beides besaß Ferry, ein Kind des ernsten Osten Frankreichs.

Welches werden nun die unmittelbaren Wirkungen des Wahlergebnisses zunächst für die Ausgestaltung der Republik sein?

Man sagt, die republikanischen Parteien werden sich in der Kammer nur um so fester aneinander schließen. Das ist eine Phrase. Glaubt man wirklich, daß die Opportunisten, wenn sie einige Sitze weniger haben, als die aus allen politischen Nuancen zusammengesetzten Radikalen, sich diesen unterordnen werden? Glaubt man, daß Clemenceau und Ferry nunmehr aus Sorge um die Erhaltung der Republik, oder daß Ranc und Rochefort sich mit Rücksicht hierauf in den Armen liegen werden?

Das ist es ja eben, daß die ganze Situation verkehrt worden worden ist. Auf dem Wahlterrain hätte die Sorge um die Erhaltung der Republik die einzige, die Entfernung der Monarchisten aus der Kammer die höchste Aufgabe sein müssen. Statt dessen ist man nun gezwungen, den Schutz der Republik in die gesetzgebende Körperschaft zu verlegen. Wäre es gelungen, wie es Dank dem ganz unqualifizirbaren Verhalten Clemenceaus nicht gelungen ist, die ehemalige monarchische Coterie, die heute zu einer Partei angewachsen, in den letzten Wahlen — um ein volksthümliches Bild zu brauchen — „in den Stat zu legen", dann hätte aus dem Druck und Gegendruck der republikanischen Kräfte eine vernünftige und segenbringende Parlamentsarbeit hervorgehen können. Welcher Art werden aber die Gesetze sein, die immer nur mit der Sorge um die Erhaltung der Republik gezeugt werden?

Glücklicherweise ist der, Dank der neuen Gesetzgebung unter Ferry republikanisch gewordene Senat vorhanden, der bezüglich der Gesetzgebung als Regulator dienen kann. Die ganze gesetzgeberische Arbeit wird aber in der Folge eine so schwierige, langsame, wenig fördernde werden, daß es gar nicht zu verwundern wäre, wenn eines schönen Tages der ganze Regierungs-Mechanismus sich nicht mehr bewährte.

Unter solchen Verhältnissen kann man sich bereits heute einen Begriff machen, eine wie geringe Stabilität die künftigen Regierungen genießen werden. Ministerien werden auf Ministerien folgen. Die soeben erst wiedereroberte Stellung Frankreichs im Reiche der Völker ist aufs Neue stark erschüttert.

Wären wir mehr boshaft, als besonnen, könnten wir Deutschen uns Glück wünschen zu dem Ausfall der Wahlen, denn er eröffnet eine neue Periode innerer Kämpfe in Frankreich, die jeden Rachegeschrei der elsässisch-lothringischen Emigranten übertönen werden. Da wir aber stets hier die Ansicht vertreten haben, daß „eine starke Republik an unserer Westgrenze das allein wünschenswerthe Staatswesen, weil nur eine solche den anarchistischen Meutereien und monarchistischen Verschwörungen, die beide den Keim von Beunruhigungen für das übrige Europa in sich tragen, einen Damm entgegenzusetzen vermag, weil ihr ferner ein Schwergewicht des Friedens innewohnt, das in Deutschland wohlthätig empfunden wird", so beklagen wir das Wahlresultat. Ein solcher aus dem inneren Leben der Nation herauswachsender Wunsch nach Frieden ist eben eine bessere Bürgschaft für ein ruhiges Verhalten unseres Nachbars, als ein künstlich erhaltener Mußfriede.

Die schlimmste Folge für Frankreichs Republik sehe ich aber in der Neubelebung des monarchischen Geistes. In der Verwaltung, in der Armee, in der Marine werden alle die Hoffnungen wieder erweckt werden, die ein starkes vierjähriges republikanisches Regiment unter Ferry für immer begraben zu haben schien.

Ich sehe augenblicklich nur trübes Gewölk für die Republik, und doch wäre es sehr voreilig zu rufen: Finis reipublicae.

* * *

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **Paris**, 9. Oktober.

Es wird dementirt, daß zwischen Clemenceau und Ranc eine Unterredung behufs Erzielung einer Verständigung unter den verschiedenen republikanischen Gruppen stattgefunden habe. Dagegen scheint eine Versammlung aller Gruppen-Chefs behufs Verständigung über die zukünftige Haltung und über die Redaktion eines republikanischen Manifestes beabsichtigt. Die radikalen Blätter erinnern daran, daß nach den Wahlen, welche auf den 14. Mai 1877 folgten, die Reaktion mit einer republikanischen Majorität von 121 Stimmen gebändigt wurde. Es sei dies heute gewiß mit einer voraussichtlichen Majorität von 184 Stimmen zu erreichen. In Folge des heftigen Regens hatten sich gestern Abend keine Meuterer vor der Redaktion des „Gaulois" versammelt.

* * *

Paris, 8. Oktober. (Wolffs Bür.)

Die Pariser Wahlergebnisse sind nunmehr bis auf wenige Sektionen bekannt, von 568,000 eingeschriebenen Wählern haben 433,000 ihre Stimmen abgegeben. Lockroy, Floquet und Delaforge gelten als sicher, Brisson als wahrscheinlich gewählt. Barodet, Allain-Targé und Clémenceau haben die absolute Majorität nicht erhalten, so daß im ersten Wahlgange höchstens vier Deputirte gewählt worden sind.

* * *

h „Bulgaren von anno 77."

(Aus den Notizen eines ehemaligen Kriegskorrespondenten.)

Bulgarien, Land voller Sonnenschein! So wenigstens steigt vor meinem Auge dein Bild auf, wenn ich deiner gedenke! Der erste Eindruck ist ja meist der bleibende, und als ich Bulgarien an jenem heißen Juntage des Jahres 77 zuerst betrat, da brannte die Gluthensonne des Südens auf die Ufer der bei Sistowa imposant breiten Donau und beleuchtete in wunderbar schillernder Pracht das saftige üppige Grün der Sträuche, der Wein- und Obstplantagen, der Hecken und Büsche, welche die am Ufer entlang laufenden Wege seitwärts Sistowa — „das Kampffeld vom Donauübergang" — einsäumten. „Ueppige Vegetation, südliche Gluth" — das war der erste Eindruck, den ich in Bulgarien empfing. Daß an jener Stelle auch die deutlichsten Merkmale erbitterten Kampfes zu sehen, zerrissene Uniformen, blutige Fetzen, Armaturgegenstände aller Art, zerschmetterte Waffen und was sonst noch Alles umhergestreut lagen, daß durch die Weingelände, durch die Obstplantagen hindurch eingestampfte Richtwege den Verlauf des Kampfes verfolgen ließen, daß ich auf bereits blutgetränktem Boden stand, — an alles das muß ich mich heute nach Jahren erst besonders erinnern.

Ich hielt neben einem frisch aufgeworfenen Hügel. Er wölbte sich über den Leibern gefallener Türken, der wenigen, deren Leichen von ihren Kameraden zurückgelassen worden waren. Weiter abwärts, mehr dem Wasser zu, stand in einer hohlwegartigen Mulde, dem Landungsplatze der angreifenden Russen, ein uralter schattiger Baum. An jenem Stamme war der erste Russe, der den Fuß auf eroberten Boden gesetzt, tödtlich getroffen zusammengebrochen. Jetzt athmete das idyllisch schöne Plätzchen tiefsten Frieden; kaum ein Lüftchen regte sich; leise rauschten die Wasser der Donau und spülten bis in die tiefen Rinnen hinein, die der Kiel der landenden russischen Boote zurückgelassen. . . .

Weiter trieb es mich; dorthin, wo der Hauptkampf, das Bajonett, gewüthet. Durch Granatsplitter waren die Obstbäume geknickt, große Zweige heruntergerissen, der Boden zerwühlt; hier hatte das Erdreich das meiste Blut getrunken. Scheu, mit angelegten Ohren umging mein sonst so braver kleiner Hengst die unheimlich großen Flecken von unbestimmt braunrother Farbe, welche ihn sein Instinkt, mich früher schon oft Gesehenes als „verrührend von geflossenem Blut" erkennen ließen. Mochte es russischen, mochte es türkischen Wunden entströmt sein, auf beiden Seiten war gleich tapfer gekämpft worden; nur die — Bulgaren, um die es floß, waren dem Kampfe fern geblieben. Sie hatten die Zeit des Gefechts besser auszunutzen verstanden. „Wie" — sollte ich bald genug erfahren. Vom eigentlichen Gefechtsfelde abbiegend, trabte ich, am türkischen Friedhof vorbei, auf der staubigen Straße nach Sistowa hinein, der ersten Bulgarenstadt, die ich betrat. Daß es in derselben nicht schön aussah, nicht schön aussehen konnte so verhältnißmäßig kurze Zeit nach der Einnahme, wird Jedermann begreifen; doch die wüste, wilde Verstörung, die ich vorfand, ein Bild, wie es sonst nur das Gefechtsfeld selbst bietet, überraschte mich um so mehr, da es in dem Städtchen selbst zwischen den Truppen zu keinem Zusammenstoß gekommen.

Demolirte türkische Häuser, zerstörte Kaufläden mit eingeschlagenen Thüren und Fenstern, auf die Straße geworfener Hausrath und Inventar — das war es, was zuerst in die Augen fiel. An der Moschee hielt ich an und stieg ab.

Ein Bulgare, der seine Kopfbedeckung, den Fez, mit weißen Tüchern umwunden und seinen Anzug mit verschiedenen Kreuzen benäht, um nur gar nicht „verkannt" zu werden, übernahm mein Pferd; ich aber staunte die entsetzliche Verwüstung im Innern des Gotteshauses an, dessen Boden buchstäblich mit zerrissenen Büchern, Pergamentfetzen und mit in kleinste Stücke zertrümmerter Holzvergitterung bedeckt war. Noch heute habe ich zwei jener dort zum Andenken aufgenommenen Blätter in meinem Besitz — einzelne Seiten aus dem in den Schmutz getretenen Koran. Und nicht siegestrunkene russische Soldaten, wie ich damals zuerst glaubte, hatten, noch erhitzt vom Kampf, dieses Zerstörungswerk vollbracht, sondern beutegierige Bulgaren, Einwohner aus Sistowa waren es gewesen, die, sobald die Türken ihre Positionen aufgegeben, und sich der Sieg auf Seite der Russen geneigt, auf diese Art — ganz gefahrlos — ihre Wuth an türkischem Eigenthum ausgelassen, zerstört und geplündert hatten. Von dem wirklichen Kampfe waren sie wohlweislich fern geblieben. Die Russen fanden diese Verwüstung bereits vor und mußten weiteren rohen Ausschreitungen energisch Einhalt thun, etwas, das angeblich den besser gesinnten Einwohnern der Stadt nicht gelungen sein sollte.

Daß die Bulgaren ihre Befreier freundlich empfingen, ist selbstverständlich; daß dies wiederum ihnen Vieles durch die Finger sehen, in einem solchen Moment nur zu erklärlich und natürlich, wenn das Gegentheil für die Folge wohl auch das Bessere und Richtigere gewesen wäre.

Die Moschee verlassend, begegnete ich zum ersten Mal einem — christlich-bulgarischen Ochsen. So nur und nicht anders vermag ich das bedächtig einherschreitende prächtige schneeweiße Thier zu präsiriren, das seine eben bezeichnete Zugerhältniß durch zwei große rothe Kreuze auf jenen Körpertheilen kennzeichnete, welche jegliche Küchenfee mit dem Prädikat „saftige Keule" belegt. Vorsicht, dachten die biedern Bulgaren, ist die Mutter der Weisheit, ein fester Ochse für hungrige Soldaten ein stark begehrtes Etwas, und um ihr Ochsieneigenthum vor den knurrenden Magen ihrer Befreier zu schützen oder doch nur für schweres Geld abzutreten, zeichneten sie dasselbe in der erwähnten Weise. Wie sich später erwies, hatten sie auch alles von den Türken zurückgelassene Vieh vermittelst Farbe und Pinsel — zu Gunsten ihres eigenen und zum Nachtheil des russischen Geldbeutels — eilends vom Islam zum Christenthum übertreten lassen. Den russischen Soldaten, die für diese Menschen geblutet, blieb das Nachsehen, denn ihnen war auf das Schärfste der Befehl eingeprägt, jegliches Bulgaren-Eigenthum zu respektiren. Dieser Befehl, von den Bulgaren auf das Schnödeste gemißbraucht, hat während der Andauer des Feldzuges oft genug böse Früchte gezeitigt, zumal da die Truppen, wie sattsam bekannt, auch vielfach von ihrer Zutendantur im Stiche gelassen wurden.

So, wie in Sistowa schon nach den ersten Tagen der Befreiung vom türkischen Joch, zeigten sich Anno 77 die meisten Nordbulgaren, von der Donau bis zu den Vorbergen des Balkan. Diesen „Brüdern" gegenüber, denen allein eine eiserne Faust imponirte, war Nachsicht durchaus nicht am Platze. Mit jedem Tage wuchs ihre Frechheit und Unverschämtheit gegen russische Soldaten der niederen Chargen. Sobald sie sich diesen einmal ohne Bezahlung hilfreich erwiesen oder ihnen Erleichterung verschaffen sollten, kehrten sie mehr den Feind wie den dankbaren Freund heraus, trotzdem ihre Vorrathskammern wohl gefüllt waren. Hatten sie doch auch eilends die Ernte der herrenlosen türkischen Felder annektirt. Trat dagegen, was aber nur leider sehr selten vorkam, Jemand energisch gegen sie auf, dann waren sie sofort die Geschundenheit selbst, zu von einer geradezu widerlichen Unterwürfigkeit.

Heute mag und wird sich Manches auch in dieser Beziehung geändert haben — (mein verehrter Kollege, den das „Tageblatt" jetzt hingesandt, wird hoffentlich diese Annahme bestätigen können) —, 1877 aber war es so. Ihr Aeußeres bestach; meist schön gewachsen, von großer Statur, sahen die Nordbulgaren aus, als ob sie zu schwerer Arbeit durchaus fähig; bald genug aber entpuppten sie sich als Leute ohne Saft und Kraft, dazu als lässig, faul und vor Allem niederen häßlichen Charakters. Einen wesentlich besseren Eindruck machten dagegen die nordbulgarischen Frauen, von denen allerdings, anfangs wenigstens, nur wenige den russischen Befreiern zu Gesicht kamen; sie arbeiteten, während ihre Männer faullenzten; sie zeigten sich, wenn auch sehr zurückhaltend, doch meist hilfsbereit, wenn russische Soldaten um irgend eine Kleinigkeit baten. Eine Episode, die beweist, daß viele dieser Bulgarenfrauen auch das Herz auf dem rechten Flecke hatten, will ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Es war in der Schlacht von Nikopoli, die Hitze war eine wahrhaft erdrückende; ein russisches Regiment, das vorgezogen wurde, hielt bei dem Dorfe Bubla, und bulgarische Frauen aus diesem Dorfe trugen auf Veranlassung einiger Offiziere den nach Erfrischung lechzenden Soldaten Wasser zu. Da plötzlich concentrirten türkische Geschütze ihr Feuer gerade auf diese Stelle. Die armen Weiber in ihrer Angst und ihrem frommen Glauben hatten von vorne herein nebst den mit Wasser gefüllten Gefäßen auch einige Heiligenbilder mitgebracht. Als plötzlich in unmittelbarster Nähe verschiedene Granaten krepirten, und sie das unheimliche Sausen der Sprengstücke hörten, da schien es doch mit ihrem Muthe zu Ende; sie flüchteten und — wer hätte es ihnen wohl verdenken können? — wollten davonlaufen. Doch nein; ebenso schnell ermannten sie sich wieder, bekreuzigten sich, murmelten Gebete und hielten, in der einen Hand das Heiligenbild, mit der anderen den Wassereimer den Soldaten reichend, muthig Stand.

Ob ihre Männer wohl dasselbe gethan hätten? Kann sein; aber was ich sonst von ihnen Gelegenheit hatte zu sehen und zu beobachten, sprach wesentlich mehr dagegen als dafür. Eine Szene, wenn auch anderer Art, die sich am Morgen nach der ersten unglücklichen Schlacht von Plewna abspielte, wird mir unvergeßlich bleiben

General von Krüdener war nach der Schlacht von Plewna mit seinem Stabe in frühester Morgenstunde des 31. Juli wieder in seinem Quar-